Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 15

Artikel: "Seither..." [Schluss]

Autor: Gfeller, Simon

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638444

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 15 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

9. April 1938

Der Wanderbursch

Wie wandert sich's so wohlgemut An meinem leichten Stab; Das macht, weil ich an Gut und Blut Nichts zu verlieren hab'! Ein Bursch, der in die Ferne zieht, Hat Heimat überall: Bald singt der Sperling ihm sein Lied Und bald die Nachtigall! Ich ruse in den Wald hinein Ein Wort von lust'gem Sinn; Gleich fällt des Echos Antwort drein, Daß ich nicht einsam bin!
Ich steige jeden Berg hinan lind jauchze in die Welt —
Ich lache jede Dirne an, Die mir den Weg verstellt!

Und wenn's mir einmal nicht behagt In irgendeinem Nest, Da wird nicht lang' Abe gesagt, Mich hält ja niemand fest; Denn feine Mutter sorgt um mich — Die schläft im fernen Grab . . . Uch, manchmal fränkt's mich doch, daß ich Nichts zu versieren hab'!

Walter Schweizer.

"Seither . . . "

on Simon Gfeller

Schluss.

Ja, es gelang mir, sie abzulenken. Wie so oft im Leben erwiesen sich die kleinen Sorgen als Berdränger der großen. Vorbereitungen aller Art mußten ja noch getroffen werden. Was anziehen? Was mitnehmen? Wie verpacken? Reiseun= gewohnten Leuten, die noch niemals mehr als einen Tag von zu Hause fort waren, geben schon solche Kleinigkeiten zu überlegen. Und erst die Sorge um alles Zurückbleibende, um Haushalt und Stalltiere, um Hof und Garten. Wie fonnte man das ohne weiteres verlassen? Zwanzigerlei Anstaltung muß da noch gegeben werden. Man muß doch der Magd noch ein= schärfen, beim Schmelzen der Butter aufzupaffen, muß ihr fagen, welche Sorte Kartoffeln zu brauchen, welche zu sparen find, muß ihr die Sühner und Schweine anbefehlen, muß fie an den Rest ungeplätteter Frühlingswäsche erinnern und so fort. Und zwischenhinein geht der Blick wieder nach innen, die Hände sinken: "Ach Gott, was will ich mich noch um solche Dinge qualen, vielleicht . . . ach . . . " Und wieder: "Wenn doch der Frit schon geheiratet hatte, daß eine junge, zuverläffige Frau da wäre!"

Glaub nicht, Schulmeister, daß meine Frau eine leide gewesen sei; in solchen Augenblicken schüttelt's den Festesten, und wenn er auch nichts vor den Mund hinaus läßt, inwendig macht er doch Keu' und Leid und nimmt sich vor' nie wieder Böses zu tun; ich wenigstens kann mir's nicht anders denken.

Mir machte besonders Sorgen der Moment des Absschiednehmens vom Haus und den Angehörigen. "Das wird noch etwas können!" dachte ich.

Unterdessen war es morgen geworden, und Frit hatte schon eingespannt, um uns auf die Station zu führen. Das Fuhrwerk stand vor der Schwelle. Wir hatten uns sonntäglich angekleidet. Reifekoffer oder Bascheforb besaken mir feinen: wozu hätten wir ihn bisher brauchen follen? Der große Rinds= forb mußte nun Stellvertreter fein, man fonnte ja ein Tuch darüber nähen. Ich führte die Mutter hinaus. Am Türpfoften lehnte sie noch einmal den Kopf an und fing an zu schluchzen, und auch mir wurde heiß. "Komm, Mutter, wir dürfen nicht fäumen, der Zug wartet nicht." Da ermannte sie sich und kam. Als wir schon aufgesessen waren, fiel ihr ein, daß fie das feidene Kopftüchlein und die Filzfinken zu verpacken vergeffen hatte. Ich ließ sie aber nicht mehr hinunter, die Magd mußte suchen, und endlich hieß es: Hüh in Gottesnamen! Im Garten leuchteten die Schlüffelchen, und am Uftrachanerbaum gudten die rötlichen Blustpöllchen, der große Herzfirschenbaum stand schon in voller Blüte. Aber wir konnten uns ihrer nicht freuen. Unsere Augen maren trübe, unsere Sinne wie traumbefangen. Oben im Rehr marf die Mutter noch einen langen Blick auf unser heim, dann ging's der Station zu. Dort bricht das Weh noch einmal durch, als fie dem Braunen den hals ftreichelt.

"Rauf ihm beim Krämer ein Bigli Zuder...! Bhüet dich Gott, Frig."

"Bhüet dich Gott, Mutter, und Adie, Vater. Habt nicht Kummer wegen zu Hause; wir wollen schon schauen."

Wir schluden alle unsere Tränen und, "Einsteigen, rasch, wir haben Verspätung", mahnt der Kondukteur. Man hilft uns in die zweite Klasse, ein Pfiff und sort, dem unbekannten Schicksal entgegen. Man sitt weich in der zweiten Klasse, ja; aber was hilft's, wenn das Herz voller Unruhe ist? Ich tue alles mögliche, um meiner Frau darüber hinwegzuhelsen. "Das ist jett Rieddorf, schau, Mutter, und dort drüben Grabenwil, wo ich einmal ein Koß gekaust habe, weißt noch: das Köhli mit dem weißen Stern." Sie nickte "Und schau, wie dort schon Gras gewachsen ist!" Sie nickte wieder. Und bald daraus: "Man hätte die Operation vielleicht noch verschieben können. Der Atem plagt mich jett viel weniger."

So und ähnlich geht es auf der ganzen Fahrt. Die Augen gleiten wohl über dies oder jenes Neue, Fremdartige der Außenwelt; aber das Bild dringt nicht an die Pforten der Seele und glättet nicht die unruhigen Wogen des Innern. "O du armes Muetterli", seufze ich inwendig, "wenn man dir doch diese Last von der Seele nehmen könnte!" Wohl erregt der verrückte Hut der einsteigenden Madam einen Augenblick die Ausmerksamkeit. Aber im nächsten bohrt der Wurm schon wieder. Werd' ich's überstehen? O die grausamen Schmerzen!"

Endlich ift die Stadt erreicht. Welch ein Gewühl von Menschen! Und alle hoffärtig geputzt, lebensfroh, geschäftig! Wie weh es tun muß, unter allen diesen Glücklichen die einzige zu sein, die schon halb dem Tod versallen ist!

Wir bestiegen ein Auto. Zögernd, unsustig! Ach ja, es wäre wohl schön, wenn wir einem fröhlichen Ansaß entgegenführen. So aber — warum diese Hast und Eile? Kommt man nicht früh genug ins Haus des Jammers und des Todes?

Eh' wir uns versehen, sind wir am Ort. Die Pforten der Klinik öffnen sich. Das Zimmer ist schon bereit, die Krankenschwester geschäftig. Freundlich tröstend spricht sie der zaghaften Mutter zu. Ja keine Furcht haben! Weit über tausend hat der berühmte Brosessor schon von diesem Leiden befreit. Dem sehlt's nicht; nur ganz ruhig sein.

In einer halben Stunde stellt sich der leitende Arzt ein und nimmt die Untersuchung vor. Er bestätigt die Aussage unseres Doktors. Nur durch Operation sei gründlich zu helfen. Morgen follen die Vorbereitungen dazu vorgenommen werden. Also noch eine kurze Enadenfrift. Die Patientin soll zueftr ausruhen und Kräfte sammeln. Aber wie kann ein ent= wurzelter Baum Säfte an sich ziehen? Immerhin: die Krankenschwester ist eine mitleidsvolle Seele. Ihre Stimme hat etwas Gewisses, Festes, das tröstet und beruhigt. Der Ton tut einem wohl. "Das Mutterchen soll jetzt ein wenig ruhen und zu schlafen versuchen. Der Mann", das wäre also ich, "kann derweilen auf den Balkon hinaussigen — vielleicht raucht er gerne ein Pfeifchen." Wie gerne gehorchten wir diesen verständigen Anordnungen! Zumal ich — schon auf der Bahn hatte ein Gelüftchen an mir genagt, und die Hand war nach ber Tasche gefahren, in der meine Pfeife steckte.

"Aber macht dir das Alleinsein nichts?" frage ich. "Nein, geh' nur, ich sehe dich ja immer durch die Glastüre." So gehe ich denn und stecke in Brand; aber übertreiben will ich's nicht damit, es wär' nicht recht, ich genießen und meine Frau leiden. Aber man mag sagen was man will, gelassenr nimmt man doch alles Schlimme, wenn man rauchen darf.

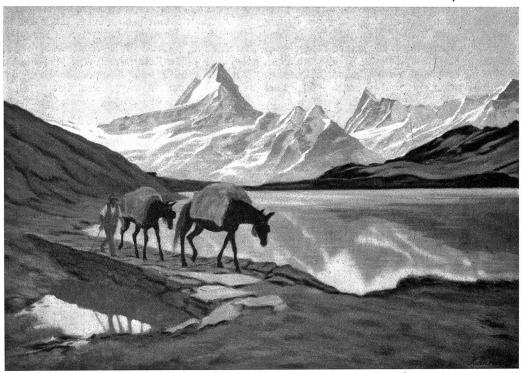
Ja, und nun sitze ich also da auf dem Balson wie ein Zinsherr und schaue dazu über das Häusergewirr der Stadt und denke: Gestern hast du um die Zeit noch Mist geladen und keine Uhnung gehabt, daß du heute Strafsonntag machen mußt! Es ist doch seltsam, wie wir Menschen durchs Leben wandeln und nie wissen, was unser harrt. Aber gut ist's, sonst verlernte mancher das Lachen. Nun, für den Unsang wäre das Kaulenzen vielleicht noch erträglich gewesen, wenn die Sorgen

nicht immer an mir genagt hätten. So aber dehnte fich der Nachmittag unendlich in die Länge. Meine Frau sagte auch: "Mir ift, als wären wir schon weiß Gott wie lange von Saufe fort." Und nun erft die Nacht! Die Nacht, der Müden Freundin, der Beschwerten Feindin, die Nacht, die vor Kummer und Sorgen das Vergrößerungsglas hebt, die Nacht mit ihren neuen, unbekannten Geräuschen! Bu Saufe weiß man fie alle zu deuten: Ach, es ist nur die Maus in der Kammer, die Rake auf der Bühne, das Pferd, das gegen den Plamper hämmert, die Ruh, die an der Stallmand reibt. Aber in der Stadt muß man sich erst einleben. Die Pfiffe vom Bahnhof her, das Rollen des Trams und einiges andere kennt man wohl; aber vieles weiß man nicht zu erklären. Nun, es ist gut, geben sie uns Rätsel auf, Rätsellösen lentt ab, wenn auch nur einen Augenblick. Rechter Schlaf, tief und fest, mar uns keiner beschieden, nur eine Schicht Schlummer, dunn und durchläffig wie Fließpapier. Beide hielten wir uns still, teines wollte das andere am Einschlafen hindern oder weden. Aber unser Weiher ist auch ruhig auf der Oberfläche, und auf dem Grunde gramfelt allerhand Grausliches umher. Erschöpft vom gezwungenen Stilliegen fragte eines das andere leise: "Schläfft du noch nicht?" Und das andere antwortete ebenso: "Ich kann nicht." Nun dursten wir uns wenigstens auf die andere Seite drehen, wenn es nicht mehr zum Aushalten war. Dieses Nuschen und Herumwerfen und Kissenkehren dauerte bis gegen Morgen, und am Ende war ich so in meine Lein= tücher verwickelt, daß ich meine Beine fast nicht mehr wieder= fand. Merkwürdigerweise hatte meine Frau die ganze Nacht feinen Anfall gehabt, und nun schien auch mir, man hätte mit dem Operieren noch warten fönnen. Doch ein Zurud gab es nicht mehr. Schon am Vormittag holte der Anstaltsarzt meine Frau ins Operationszimmer: "Nur Vorbereitungen", sagte er leichthin, "also keine Sorge. Vorerst muß der Herr Professor das Herz noch einmal untersuchen. Vielleicht ist nötig, vorher noch etwas Stärkendes zu verordnen. Der Mann bleibt da", fügte er bei, als ich mitgeben wollte, und faßte Muttern am Arm. Ebe ich ein Wort dazwischenreden konnte, waren sie zur Türe hinaus.

Ich trat auf den Balkon hinaus, schaute den Spaten zu, die sich in der Dachrinne tummelten, rauchte eine Pfeise, beobsachtete drei Hunde, die sich in den Anlagen herumbalgten, und den Bäckerjungen, der Brot in die Anstalt brachte.

Das dauerte aber lange mit diesen Borbereitungen! Nun war schon eine Stunde vorbei und meine Frau noch nicht zurück. Ich wurde ungeduldig und regte mich auf. Es mußte nicht gut stehen, gar nicht gut stehen! Immer verlangender spähte ich durch die halbgeöffnete Tür. Endlich bringen sie die Frau. Der Anstaltsarzt trägt sie auf den Armen und legt sie aufs Bett. Sie ist schneeweiß und halb ohnmächtig. Am Halse ein Berband! "Die Operation ist glücklich vorbei", meldet die Schwester. "Die Borbereitungen erwiesen sich als überslüssig", lächelte der Arzt. "Ihr habt uns getäuscht", sage ich halb froh, halb vorwurssvoll. "Um euch nicht noch mehr aufzuregen. Ist's nicht gut so?" "Wohl, wohl", stammelte ich dankbar und streckte ihm die Hand dar.

Nach einiger Zeit erwachte die Kranke. "Es ist vorbei! Gut vorbei!" sagte ich. "Ich bin so froh, o so froh!" antwortete sie und fank bald darauf in einen Erschöpfungsschlaf. "Geht Ihr jest ein wenig spazieren", riet mir die Schwester, der ich offenbar im Wege war. Ich gehorchte nicht ungern. Vorerst mußte ich nun doch meinen Leuten zu Hause eine Karte schreiben und Bescheid geben. Gine Karte schreiben? Nein, das ging viel zu langfam, telephonieren oder telegraphieren. Ich entschied mich für das lettere. Mit den Beamten zu verhandeln, war mir zwar fehr zuwider. Lieber hätte ich zu Hause einen ganzen Uder angefurcht. Und ob ich den Weg in die Anftalt zurückfinden werde, machte mir auch Gedanken. Aber schließlich find die Stadtleut' auch keine Herrgötter, und reden wird man mit ihnen wohl auch dürfen. Und fuhr nicht das Tram ganz in der Nähe vorbei? Ich ging also auf die Tramhaltestelle und machte mir derweilen das Telegramm im Kopfe zurecht: Operation glücklich vorbei. Mutter schwach, aber auf guten Wegen. Zehnmal wiederholte



Die Faulhornpost (a. Bachalpsee)

Gemälde von K. Anneler

ich's mir, bis ich's fest im Ropse hatte. Das Telegraphenbureau hab ich glücklich erfragt, und ist alles leidlich gut abgelausen, ein bischen eine Stürmerei hat's freisich abgesetz; aber im ganzen war ich zusrieden mit mir und kam mir sast ein wenig großeartig vor. So gar keinen Mut hat denn unsereins auch nicht, und daß wir Bauern ganz auf den Rops gefallen seien, sollen sie in der Stadt nur nicht glauben. Bei einem Ruhe oder Roßehandel wollt' ich's ihnen beweisen. — Aber ich komm' ins Schwähen und hab das Trom versoren.

Als ich wieder in die Anstalt kam, war meine Frau wach und hatte schon unruhig nach mir gefragt und geweint. Die feelische Erschütterung hatte sie aus allen Geleisen geworfen. Sie war so reizbar und empfindlich, daß man ihr jedes raube Lüftchen abhalten mußte. In der Erste durfte ich gar nicht mehr von ihrer Seite, nicht einmal auf den Balkon hinaus, und zu vieles Reden war uns auch verboten. So mußte ich da am Stuhle kleben und die Hände in den Schoß legen und gähnen. Du meine Kraft, in einem geschlagenen Jahr hab ich zu Hause nicht so oft und so schrecklich gegähnt wie dort in einer Woche. Und ein Heimweh überkam mich, es zerriß mich fast. Dazu diese Spitalkost! Rein Bissen schmeckte mir recht: Nicht aus Geiz, mehr um uns nicht aufzublähen, hatten wir uns die einfachste Rost verschrieben, und nun genügte sie uns nicht. Uns in eine höhere Rlaffe einreihen zu laffen schämten wir uns, und folang es mit der Mutter noch auf der Kippe stand, mochten wir nicht großtun. Und was hätt's geholfen? Bielleicht hätt's noch weniger Kartoffeln, noch weniger Rohl und Rübli und noch mehr Fleisch gegeben, Fleisch, das wir mit unsern alten Zähnen nicht beißen fonnten. O wie oft malten wir uns die Herrlichkeit aus, an einem wohlbesetten Bauerntisch zu tafeln, vor uns eine mächtige Schüffel Kässuppe, einen Haufen geschwellte Kartoffeln, Milch, Schnige und anderes Gemüse, unabgeteilt und so reichlich, daß man das Befühl hat: Du dürftest dreimal hungriger sein, es wär doch genug da! Daß man nicht immer Komödie spielen mußte: Ich mag nichts mehr, nimm du's nur, bas lette Stück-

Und daß man keinen Augenblick die Füße strecken darf, wie man gerne möchte! Und überhaupt dieses Leben mitten zwischen Heustöcken von Krankheit und Elend, wind und weh wird es einem dabei. Und keine Arbeit und kein rechter Schlaf! Wenn ich nur hätte ein Klaster Holz spalten dürfen oder ein paar Dutzend

Reiswellen haden! Aber so wie ein Spittler den ganzen Tag herumtratschen, wer hielte das aus! Kurz, ich siel von einer Wunderlichkeit in die andere und hatte doch so viel Grund, dankbar zu sein. Meiner Frau ging es ja soweit ganz ordentlich, nur daß sie auch Heimweh hatte und sich langweilte wie ich. Ihre Nerven hatten sich wieder erholt, und am fünsten Tag willigte sie ein, daß ich nach Hause durste, um das Geld zu holen für die Bezahlung der in Aussicht stehenden großmächtigen Rechnung. Im Augenblick des Fortgehens hatte ich nicht viel Barvorrat im Hause gehabt und meinem Sohne Ausstrag gegeben, auf der Spartasse etwas zu erheben.

"O wenn ich doch nur auch mit dir kommen könnte", sagte meine Frau beim Mittagessen, und als ich ging, hatte sie Tränen im Auge.

"Wein' nicht", tröstete ich, "das ist nun doch noch zu ersleben, und morgen komm' ich ja wieder, und dann weiß ich dir viel zu erzählen, und mitbringen tue ich auch allerhand, ein paar rotbactige Kenter und die Lismete und wer weiß, was sonst noch." Wir rieten noch ab, was ich denen zu Hause kramen solle, und dann schauselte ich ab. Sie winkte mir durchs offene Fenster nach; ich gab ihr mit dem Stock ein Zeichen, und dann ging's um die Ecke.

Heim, heim! Nie hatte ich gewußt, welch unbeschreibliche Sußigkeit in diesem Worte liegt, nun schmolz es mir über die Zunge wie eine Honigscheibe. Wie gerne hätte ich dem Schalter= beamten, der mir die Fahrfarte reichte, ein Trinfgeld gegeben! Nur die Furcht, ausgelacht zu werden, hielt mich davon ab. Es war auch gut, denn der Zug hatte Verspätung! Und mich reute jede Minute. Auf der Aussteigstation nahm ich mir nicht Zeit, ein Glas Wein zu trinken, obschon Bekannte da waren. Unverweilt ftieg ich hügelan und tam gerade recht, um zu feben, wie die Abendsonne mein Besitztum liebkoste und vergoldete. Hier auf diesem Plage mar's und ein Abend wie der heutige. Geweint hab ich wie ein Kind. Damals hat mir der Herrgott den Flirz aus den Augen gewischt und mit Sonnenstrahlen auf mein Heim geschrieben, wie schön es fei. Als ich da den Schrägweg hinab auf mein Haus zuschritt, hab ich im Vorbeigehen jedem Baum mit der hand einen Streichel und Schmeichel gegeben!

Und seither sind mir noch mancherlei Spinnhuppen aus dem Kopfe geflogen. Seither weiß ich, was ich an meinen Leuten hab und weiß, daß die Welt nicht aus den Angeln springt, wenn

der Daniel einmal nicht mehr da ist. Seither bin ich nicht mehr bloß der Ackerstier, der in den Kummet liegt, daß die Seitenblätter surren, seither ist mein Gemüt offen für viel Schönes und Gutes, das mir früher entgangen ist, seither eracht ich es nicht für verlorne Zeit, das Herz zu füllen mit Freude und Dank. Und meine Frau, die ich dann auch wieder heimgeholt hab, ist darin mit mir einig. Wenn wir eine Kuh schlachten müssen oder uns ein Wostfäßlein ausrinnt oder ein Sensenblatt zerreißt, hintersinnen wir uns nicht mehr, sondern wissen, daß es Schlimmeres zu ertragen gibt. Und wenn wir andern etwas helsen können . ."

In diesem Augenblick trat eine Magd vor Daniels Haus und rief zu uns herauf: "Drätti, 3'Nacht essen!" und er hob den Arm zum Zeichen, daß er den Ruf vernommen habe.

Drüben an den Schneebergen starb langsam der Widersschein der untergegangenen Sonne. Wir standen auf, verabschiedeten uns, und ich sprach: "Du, Daniel, das schreib ich doch auf!"

Er zuckte die Uchseln: "Derlei muß man selber durchsechten, erst dann trägt's die rechte Frucht." Und wir gingen.

Der Taschenkalender

Von Wilhelm Gfeller

Man sage nicht, daß unser Zeitalter ohne Komantif wäre. Je trockener der Alltag des einzelnen, je sachlicher sein Berus, desto größer der Hunger nach der Poesie des Erlebens. So auch bei Hans Fürst, der tagsüber im Fabrissaal auf dem Zeichenbrett Maschinenbestandteile scharf umriß, während er in seinen Mußestunden verschwommenen sernen Träumen nachhing. Wie alle jungen Menschen träumte natürlich auch er vom Glück. Es sah wie eine Frau aus, hatte aber noch seine bestimmte Gestalt angenommen. Manchmal ähnelten die Phantasiebilder Evelyn, mit der ihn eine Tante unbedingt verheiraten wollte, manchmal der sachlichen Kollegin aus der Kartothes, dann wieder der kleinen Liesel, um schließlich in unbestimmte Formen zu zersließen.

"Na!" sagte Hans Fürst, da er mit dem Fuß an einen Gegenstand gestoßen war, in dem er, ausgehoben, einen Taschenkalender erkannte, wie ihn Damen zu besigen pslegen. Einsleiser diskreter Duft unterstrich diese Annahme. Herr Fürst reinigte den Fund zunächst, indem er behutsam mit dem Aermel den Straßenstaub abwischte, dann stedte er ihn ein. Erst als er in seinem Casé saß, in dem er nach der Arbeit die Zeitungen zu lesen pslegte, machte er sich daran, den Kalender mit Genuß zu untersuchen. Richtig, da stand auch der Name: "Rena Kocher." Die genaue Anschrift folgte. Die nächste Seite zierte die gedruckte Ueberschrift: "Dinge, die man leicht vergißt." Und dann kamen sein säuberlich all die Dinge angesührt, auf die Männer schrecklich neugierig zu sein pslegen, wie Schuhnummer, Brustumfang, Taillenweite, Sparkassenbuch-Rummer usw.

Herr Fürst rief den Kellner und ließ sich vom Lexiston den Band mit "B" bringen. Er verglich die im Kalender vorgesundenen Maße mit denen der Benus von Milo und war sehr zusrieden. Dann blätterte er weiter. Schon beim 5. Januar sand er stenographierte Auszeichnungen, die ihm verrieten, daß es sich hier um eine Art Tagebuch handle. Wäre er nun ein hundertprozentiger Kavalier gewesen, dann hätte er den Kalender zugeklappt, ihn in einen Briesumschlag gesteckt, mit Anschrift versehen und in den nächsten Briestasten geworfen. Da er aber nur neunzig Prozent erreicht hatte und sich trozdem ganz wohl dabei fühlte, las er ruhig weiter. Am 14. Märzstand geschrieben: "Es gibt so wenig Männer. Ich möchte einen Mann haben, der start wie ein Löwe ist, bei dem ich mich ganz geborgen fühlen kann. . .

Herr Fürst weitete unwilltürlich seinen Brusttorb und fühlte sich bereits als Löwe. Beim 1. Mai fand er: "Herr M. wollte mich füssen. Ich habe ihm eine Ohrseige gegeben, dem zudringslichen Kerl. Diese Männer glauben, wenn ein Mädel schutzlos ist "

"Recht geschieht ihm, dem Halunken!" rief Herr Fürst und schlug auf den Marmortisch. "Wie, bitte?" erkundigte fich der Rellner.

"Nichts, danke", meinte der junge Mann und wurde rot. Am 13. Juni hieß es: "Warum kann ich nicht den passensten Mann sinden? Ich bin doch hübsch! Es ist schon so: die, die mich wollen, die interessieren mich nicht, und der, dem ich all meine Liebe und mein ganzes Sein schenken könnte, der weiß nichts von meiner Existenz. Das Leben ist tragisch."

"Die Frau hat Seele", meinte Herr Fürst. "Sie, Rellner,

Briefpapier!"

Herr Fürst schrieb an Fräulein Rena Rocher, daß er um die Gunst bäte, ihr den gesundenen Taschenkalender persönlich überreichen zu dürsen.

Zwei Tage lang irrte er weltverloren umher. Am dritten bekam er endlich Antwort: er durfte. Und dann traf er fie am späten Nachmittag bei der Uhr im Park. Er hielt artig den Kalender in der Hand, so daß sie ihm gleich zulächeln konnte. Sie war nicht schön, aber immerhin ganz hübsch, und beim Abschied gegen Mitternacht war sie die schönste Frau der Welt. Und die schönste Frau der Welt heiratet man natürlich.

Es war sehr schön. Und als sie zum erstenmal ihren Hochzeitstag seierten, fragte die junge Frau ihren Mann: "Sag' einmal, Hans, hättest du mich auch geheiratet, wenn wir uns in Gesellschaft oder auf eine andere wenig originelle Art kennengelernt hätten?"

"Wenn ich ehrlich sein soll", meinte Hans bedächtig, "ich weiß es nicht. Ich kannte vor dir andere Mädchen, bei denen ich Chancen hatte — wenn sie auch nicht so nett waren wie du. Über bei dir war es gerade die Romantik, die sonderbare Urt des Kennensernens, und wohl auch der Umstand, daß ich aus jenem Taschenkalender in deine schöne Seele sehen konnte!"

"Dann ist es gut, Liebster", flüsterte die junge Frau und lächelte versonnen vor sich hin. Sie dachte darüber nach, daß jede Mühe ihren Lohn sindet, denn sie hatte damals in fünf Taschenkalender dieselben Eintragungen gemacht und die fünf Taschenkalender an fünf verschiedenen Stellen verloren. Nur einen mit Ersolg, aber das genügte.

Kanzlist Stüderli

Von Fritz Grossenbacher

Seit vierzehn Jahren arbeitete er am hintersten Stehpuli im Dienste der Aftiengesellschaft Schmetter & Co. Bor ungefähr neun Jahren hatte er zum erstenmal behauptet, die Welt, das heißt die Wenschen, würden von Tag zu Tag schlechter, und das war die einzige Ansicht, welche er im Berlauf der vielen Jahre nicht änderte. Das Berhalten der Steno-Daftplographin Meier hatte ihm diese Ansicht eingebrannt. Das war doch einsachschandbar, einen Junggesellen, dem ein glückliches Eheleben vorschwebte, derart zu täuschen und dem Spott der Kollegen auszussiesern!

Stüderli kaute am Federhalter und frizelte dann einige Zahlen in die Bücher, welche die Firma jeweilen der Steuerverwaltung vorzulegen hatte. Da öffnete sich die Türe. Profurist Schwenkert schritt die Front ab. Stüderli haßte ihn; aber auf dem Papier sirrte die Feder ihre schönste Kontormelodie. Ja, Stüderli war eben ein guter Kanzlist.

An jedem Biertisch sprach man davon, daß der Profurist der Firma Schmetter & Co. fünfzigtausend Franken unterschlagen habe. Das Lokalblatt hatte das Ereignis der Leserschaft fettgedruckt vorgesetzt und eine redaktionelle Kandglosse betonte, daß die Bermutung, Schwenkert habe das Geld an Frauen gehängt, wahrscheinlich nicht stichhaltig sei. Das alles war Arznei für Philipp Stüderlis Minderwertigkeitsgefühle. Konnte er es verantworten, die Mitbürger über das Individuum Schwenkert im Unklaren zu lassen? Nein! Und er hielt mit seinen Kenntnissen nicht zurück. Der Bapagei Gocko schüttelte den Kopf und konnte nicht recht begreisen, daß sein Herr abends so häusig eine bessere Krawatte umband und ihn dem Schicksal überließ. Im "Löwen" stieg Herr Stüderli innert Stunden zum Bertrauensmann empor. Mit wahrer Hingabe schilderte er dem unbekannten Herrn mit den halben Brillengläsern, den großtuerischen, recht-